



Die Zeltstadt

von Marion Decker

Ich heiße Samira und bin vierzehn Jahre alt. Ich komme aus Jalalabad in Afghanistan. Mein Vater sagt, in meinem Land herrscht seit über vierzig Jahren Krieg. Zuerst erschienen die Taliban, sie steckten Frauen in lange Kleider. Dann tauchten die Mudschahedin auf. Sie versteckten sich in den Bergen und drängten die Kommunisten zurück, die von den Taliban gerufen wurden. Vor ein paar Jahren kam der Islamische Staat und gab meinem besten Freund Karim eine Waffe. Sie versprachen ihm, dass er das Paradies erblickt, wenn er genug Ungläubige tötet. Seitdem ist Karim verschwunden.

Außerhalb von Jalalabad sieht man die Opiumfelder. Wenn sie blhen, leuchten sie im Sonnenlicht in meinen Lieblingsfarben um die Wette, in Gelb und Orange. Ein paar Jungen aus der Schule sagen, dass man die

Der hier wiedergegebene Text ist urheberrechtlich geschtzt und darf ohne ausdrückliche Erlaubnis in keiner Form wiedergegeben oder zitiert werden. Alle Rechte am Text liegen bei der Autorin / dem Autor.



Kapseln nach der Blüte anritz. Der klebrig milchige Saft, der hervorquillt, wird mit dem Finger abgestreift und auf das Zahnfleisch gerieben. Danach spürt man nichts mehr, alles fühlt sich leicht an. Die Felder werden von den Taliban schwer bewacht, sie laufen Tag und Nacht mit Maschinengewehren auf und ab. Ein Junge aus einer anderen Klasse versuchte einmal, an das Opium zu kommen. Ich sah ihn nie wieder.

Seit die Schießereien näher an unser Haus herangekommen sind, darf ich nicht mehr zur Schule gehen, es sei zu gefährlich. Mein Vater besorgt jeden Tag ein paar Lebensmittel, von denen wir nicht satt werden. Er sagt, das gehe jetzt schon so lange so, und sieht traurig aus, meine Mutter weint nur. Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich nicht weiß, wie ich ihnen helfen kann.

Gerade eben packten meine Eltern hastig ein paar Sachen zusammen und drängten mich vor sich her nach draußen auf die Straße. Wir steigen in einen Geländewagen und fahren los. Keiner spricht ein Wort. Die Stadt erscheint grauenhaft, ich sehe nahezu keinen Menschen in den Straßen. Panzer rollen vor uns her und wirbeln Staub auf, der mich husten lässt. Ich höre Schüsse und sehe um uns herum grauen Qualm aufsteigen. Menschen liegen regungslos auf der Straße, in Pfützen von geronnenem Blut. Meine Eltern sitzen mir angespannt gegenüber, Mutter hat die Augen



geschlossen. Über eine Stunde später hält der Fahrer an. Wir steigen an einem Busbahnhof in Kabul aus und warten. Jemand zeigt uns, in welchen Bus wir einsteigen sollen, und wir folgen.

Als wir einen Platz gefunden haben, frage ich leise: „Wohin gehen wir?“

Mein Vater flüstert: „Nach Europa.“

Das flaue Gefühl in meinem Magen vermischt sich mit Freude und Hunger, ich sage nichts mehr.

Viele Stunden später wird es dunkel, Vater möchte, dass ich schlafe, aber ich kann nicht. Die fremden Menschen um uns herum, die Gerüche und das Schwanken des Busses machen mich unruhig.

Es dauert über vier Tage, bis wir in Ayvacik, in der Türkei, ankommen. Zwischendurch halten wir mehrmals an und ein neuer Fahrer steigt ein. In Ayvacik müssen wir alle aussteigen und zwei Männer treiben uns in einen Wald. Sie verbieten uns zu sprechen, während wir warten. Sie werden uns abholen, wenn es so weit ist. Wir sitzen auf dem feuchten Waldboden und jedes Mal, wenn ein Baby anfängt zu schreien, befürchten wir, entdeckt zu werden. Irgendwann kommen die Männer zurück und scheuchen uns auf. Wir laufen eine Weile durch die Dunkelheit und ich höre ein Meer rauschen.



Am Wasser ankommen, geben sie uns Schwimmwesten, die wir anziehen müssen, dann steigen wir in ein Schlauchboot. Es ist sehr eng, als wir alle darinsitzen. Mein Vater hält meine Mutter und mich an der Hand. Nach einer Weile beginnt das Boot zu schwanken. Frauen schreien und mir wird schlecht. Der Wind nimmt zu und mein Vater ruft, wir sollen uns aneinander festhalten. Die Wellen werden größer und mir klatscht kalte Gischt ins Gesicht. Der Sturm drückt uns gegeneinander und ich fürchte, ersticken zu müssen.

Im Dämmerlicht sehen wir unsere Umgebung schemenhaft. Wir sind mitten auf einem Meer. Der Wind lässt nach und es riecht nach Urin und Erbrochenem. Eine Frau weint, weil sie ihr kleines Kind vermisst. Es ist während des Sturms heruntergerutscht und wird auf dem Boden des Bootes gefunden, es atmete kaum noch.

Nach einer gefühlten Ewigkeit sehen wir in der Entfernung ein Ufer, an dem Menschen stehen. Wir kommen näher und sie rufen uns etwas zu in einer Sprache, die ich nicht verstehe. Der Bootsführer spricht mit ihnen, aber ihre Gestik zeigt uns, dass wir umkehren sollen. Sie wollen uns nicht ans Ufer lassen. Einige Männer springen aus dem Boot und schwimmen in die Richtung, doch die Leute an Land versperren ihnen den Weg. Hinter



uns hören wir Motorengeräusche und jemanden, der in ein Megafon spricht: „Let people ashore!“

Wir können das Boot verlassen. Wenig später stolpern wir auf Männer mit Gewehren zu, die uns in eine Richtung winken. Nach einigen Kilometern, die wir den Soldaten folgen, kommen wir in einer Zeltstadt an. Man weist uns eines der Zelte zu und lässt uns allein. Wir sind von den Strapazen am Ende, der Hunger ist unerträglich. Man hatte uns immer wieder ein bisschen zu essen und Wasser gegeben, aber es war viel zu wenig.

Mein Vater will sich erkundigen, wie es weitergeht. Fürs Erste versucht er herauszufinden, wo es Wasser, Essen, Toiletten, Duschen und Decken gibt. Mutter und ich bleiben im Zelt, um auf unsere wenigen Sachen aufzupassen und weil mein Vater uns darum bittet. Als er zurückkommt, hat er nichts herausgefunden, das uns gefällt. Es gibt nur wenige Wasserstellen, bei denen der Andrang so groß ist, dass sich lange Menschenglangen bilden. Die Toiletten sind sehr schmutzig und es sind nur wenige Duschen vorhanden, die nicht besser aussehen.

Er hat ein paar Decken und einen Wasserkanister bekommen und macht sich wieder auf den Weg, um ihn zu befüllen. Ich lege mich auf den schmutzigen Strohsack und decke mich mit einer Decke zu, die widerlich

Der hier wiedergegebene Text ist urheberrechtlich geschützt und darf ohne ausdrückliche Erlaubnis in keiner Form wiedergegeben oder zitiert werden. Alle Rechte am Text liegen bei der Autorin / dem Autor.



riecht, dann schlafe ich ein. Ich erwache und esse das Essen, das mein Vater besorgt hat. Danach schlafe ich wieder ein. Ein lautes Geräusch lässt mich aufspringen, sodass ich mit dem Kopf an die Zeltplane stoße und mir klar wird, wo ich bin. Der Emailleteller mit dem Rest des Gemüsebreis liegt auf dem Boden, darunter sitzt eine Ratte und schmatzt.

Am Morgen führt mein Vater uns herum und zeigt uns alles, was er gestern gesehen hat. Überall stinkt es nach Urin und Kot. Etwas außerhalb der Zelte sehen wir Müllberge. Ich verstehe nicht, warum wir hier sein müssen.

Mein Vater lässt sich den Weg zur Schule erklären, dort will er mich vormittags unterbringen. Es zeigt sich, dass die Schule ein einziger Raum ist, in dem sehr viele Kinder unterschiedlichen Alters und anderer Herkunft unterrichtet werden. Ich setze mich in die letzte Reihe und beobachte zuerst einmal, worum es geht.

In der Pause spricht mich ein Mädchen an. Mina ist schon länger als ein Jahr hier. Ihre Eltern haben sie aus Kabul allein losgeschickt. Mina erzählt, dass die Fahrt mit Bus und Boot sehr viel Geld kostet. Ihre Eltern würden nachkommen, wenn sie noch etwas gespart hätten. Vorerst wollten sie ihr Kind in Sicherheit wissen.



Mina wohnt in einem anderen Teil des Lagers, in einer Zone hinter einem Stacheldrahtzaun. Dort sind nur Kinder und Jugendliche untergebracht, die ohne ihre Eltern hier angekommen sind. Die Jüngsten schlafen nachts in einem gemauerten Raum, mit einer Heizung und einem Kühlschrank. Mittlerweile baute man innerhalb des Stacheldrahtzauns auch Zelte auf, die jetzt alle besetzt sind.

Nachdem der Unterricht zu Ende ist, wartet mein Vater wie versprochen draußen. Er hat mit Mutter ein paar Nahrungsmittel und einen Bunsenbrenner besorgt. Damit können wir selbst kochen und am Abend das Zelt beheizen, weil es um diese Jahreszeit früh kalt wird.

Die nächsten Tage verlaufen in monotoner Eintönigkeit. Am Morgen wird in englischer Sprache unterrichtet, ich hatte zuvor schon Englisch gelernt, die syrischen Kinder allerdings nicht. Am Nachmittag bleibe ich mit Mutter im Zelt und wir warten auf Vater, der Kontakte knüpft, um Informationen zu sammeln. Im Moment ist er damit beschäftigt, Asyl für uns zu beantragen, damit wir hier wegkommen.

Ich traue mich nicht allein vor das Zelt, weil die Männer aus Syrien, auf die ich draußen treffe, anders sind als mein Vater. Sie riechen nach Alkohol und sehen mich seltsam an, das verunsichert mich.



In der Schule lerne ich Baran kennen, ein Junge aus einem Vorort von Kabul. Er ist wie Mina allein hier. Ich mag ihn und finde ihn hübsch. Eigentlich ist er ruhig und freundlich, aber wenn er an dem Gasfeuerzeug schnüffelt, verhält er sich merkwürdig. Er redet dann sehr laut, fuchtelt wild mit den Armen und sein Atem riecht nach Chemie. Er sagt, dass in ihrem Teil des Lagers immer mehr Jugendliche untergebracht werden, dadurch komme es vermehrt zu Schlägereien.

Die nächsten drei Wochen trommelt der Regen auf das Zeltdach. Wir versuchen, unser Zelt geschlossen zu halten, aber das Wasser rinnt trotzdem hinein, sodass alles klamm und schmutzig wird. Ich freue mich mittlerweile auf den Schulunterricht, es ist eine Abwechslung von dem ermüdenden Zeltaufenthalt und es ist trocken. Zwei Tage nachdem der Regen begann, fällt der Strom aus. Nach Sonnenuntergang ist es bis auf die Gaslampen dunkel. Daran ändert sich eine Woche lang nichts.

An einem Morgen schneidet sich Rabea, ein syrisches Mädchen, das hier wie Mina allein lebt, mit einer Rasierklinge in ihren Unterarm. Der Schnitt ist lang und tief. Das Blut sickert pulsierend aus der Wunde. Der Lehrer wickelt ihren Arm in ein Stück Stoff und bringt sie zu einem freiwilligen medizinischen Helfer, der sie in ein Krankenhaus fährt.



Von Mina erfahre ich, dass Rabea einen Mann getroffen hat, der ihr Geld angeboten hat, wenn sie ihn anfasste und diese Dinge mit ihm machte. Rabea willigte ein, aber er gab ihr das versprochene Geld nicht. Jetzt fühlt sie sich schlecht.

Nach Rabeas Unglück werde ich noch wortkarger als sonst. Ich versuche, die Bilder, die hochkommen, zu verscheuchen, aber es gelingt mir nicht.

Nach zwei weiteren Wochen trister, eintöniger Langeweile hören wir Schreie, dann riechen wir den Gestank. Wir laufen nach draußen, um zu erfahren, was passiert. Ein Mann rennt unweit von uns zwischen den Zelten umher, seine Kleidung brennt lichterloh. Männer versuchen, ihn aufzuhalten, dabei fangen zwei Zelte Feuer. Sie erreichen den Kreisenden, stoßen ihn zu Boden und ersticken die Flammen mit einer Decke. Frauen löschen die entstandenen Brände mit dem Rest ihrer Trinkwasserkanister.

In dieser Nacht reihe ich mich in das Schreien der anderen Kinder ein, die fast jede Nacht schlimme Dinge träumen und dann von ihrem Weinen aufwachen.

In der Stadt kommen immer mehr Menschen an, die freiwilligen Helfer jedoch werden weniger. Mit dem Mehr an Menschen nehmen die Prügeleien zu. Mutter sitzt jetzt jeden Tag in unserem Zelt und wippt mit



dem Oberkörper hin und her. Wenn ich sie am Arm berühre, damit sie aufhört, zuckt sie zusammen. Wir bekommen keine Nachricht über unseren Asylantrag, obwohl Vater alles dafür getan hat. Sein Gesicht ist zerfurcht, er wirkt jetzt viel älter.

Als der Frühling kommt und die Tage heller und die Luft etwas milder wird, bessert sich meine Stimmung. Ich helfe nach der Schule einigen Kindern beim Englisch lernen. Es gefällt mir, wie sie zuhören und eifrig Fortschritte machen. Am späten Nachmittag treffe ich Mina neben den Müllbergen und wir träumen von besseren Orten.

Abends frage ich Vater, ob wir nicht zurückgehen könnten, dass der Krieg bei uns zwar schlimm gewesen war, dass es hier aber noch viel schlimmer wäre. Vater erklärt mir, was eine Einbahnstraße ist.

Die Tage kommen und gehen, am Tag träume ich mich nach Afghanistan und in der Nacht habe ich Angst, zu schreien und meine Eltern zu wecken. Mein Gefallen am Schulunterricht schwindet, deshalb nehme ich nicht mehr so rege daran teil wie zuvor. Mina bemerkt das und fragt mich eines nachmittags, ob ich traurig wäre. Ich reagiere gereizt, dass sie das nichts angehe.

Wenn ich zurück in unser Zelt komme, sitzt Mutter vor- und zurückwippend auf ihrem Strohsack. Ihre Augen schauen durch mich hindurch,



als gäbe es mich gar nicht. Meinen Vater sehe ich immer seltener, er ist damit beschäftigt, Geld zu besorgen, wie er sagt.

Einige Wochen später bemerke ich, wie sich Männer zu Gruppen zusammenschließen, die leise miteinander sprechen. Kurz darauf kommt es wiederholt zu Unruhen. Männer rotten sich zusammen und rufen durcheinander, bis sie, wie aus einem Mund, alle das Gleiche skandieren: „Wir wollen Würde!“

Sie beschwerten sich lautstark über die Zustände an diesem Ort, über das Stromnetz, das ständig ausfällt, die schlechte Wasserversorgung und die Toiletten. Als Antwort darauf beschießt die griechische Polizei uns mit Tränengas. Ich greife nach einigen Händen umherirrender Kinder und versuche, mit ihnen wegzulaufen. Dabei verliere ich die Orientierung, weil ich nichts sehe und keine Luft mehr bekomme. Irgendjemand greift nach mir und zerrt mich hinter sich her. Ich versuche zu schreien, bringe jedoch nur ein Krächzen hervor. Dann höre ich die Stimme meines Vaters, der mich mit meinem Namen anspricht und versucht, mich zu beruhigen. Die Unruhen gehen über einige Tage, ich halte mich fern, so gut ich kann.

Ich werde krank, aber es fällt mir selbst nicht auf. Nachts träume ich schlimme Dinge. Tagsüber erschrecke ich bei jedem unerwarteten Geräusch, dann rast mein Herz und ich bekomme keine Luft mehr. Meine

Der hier wiedergegebene Text ist urheberrechtlich geschützt und darf ohne ausdrückliche Erlaubnis in keiner Form wiedergegeben oder zitiert werden. Alle Rechte am Text liegen bei der Autorin / dem Autor.



Hände zittern und die Knie werden weich. Mein Magen dreht sich um, sodass ich bald nichts mehr essen möchte. Vater beobachtet mich eine Weile. Wir waschen uns im Meer, weil das einfacher und sauberer ist, aber irgendwann verschwindet mein Bedürfnis nach Reinlichkeit.

Man bringt mich zu einem freiwilligen medizinischen Helfer. Er findet nicht heraus, was mir fehlt, deshalb fahren sie mich in ein Krankenhaus. Dort spreche ich mit einem Arzt, der von mir wissen möchte, was ich in den letzten Monaten erlebt habe. Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Ich rede über das Schlauchboot, erzähle von Rabeas' Schnitt mit der Rasierklinge. Minas' Ängste erwähne ich und wie es Mutter geht. Während ich über den brennenden Mann spreche, der mich quält, weine ich.

Er hört lange zu und sagt mir, dass ich eine posttraumatische Belastungsstörung habe. Er erklärt mir ausgiebig, wie sie entsteht und wie sie sich äußert. Ich erkenne mich in seinen Worten wieder und das hilft ein wenig. Der Arzt bittet mich, alles, was ich erlebt habe, aufzuschreiben, mir alles von der Seele zu schreiben, und das mache ich.

Zwei Monate danach gibt man unserem Asylantrag statt. Wir werden in einer Flüchtlingsunterkunft in Deutschland untergebracht und versuchen jetzt zaghaft, ein anderes Leben zu beginnen.